

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 180. Bromberg, den 3. September 1927.

Meta Gragert.

Roman von Minna Falk.

(18. Fortsetzung. —— (Nachdruck verboten.)

Meine sehr geehrte Hörerschaft, was im Besonderen das Studium anbelangt, erkläre ich hier an verantwortlicher Stelle freimütig, daß die wesentlichste Fakultät an keiner Universität vorhanden ist: Das Studium der Ehe und Mutterschaft.

Alles, was gelehrt wird, läuft darauf hinaus, die Menschen zu befähigen, sich im Kampf ums Dasein zu behaupten, statt daß unsere wissenschaftlichen Institute es sich angelegen sein lassen, aus diesem Kampf ums Dasein in erster Linie einen Sinn ums Dasein zu machen.

Unsere ganze Einstellung ist falsch, und darum werden die Verwirrungen und Verirrungen immer größer, und der Rest kann wieder nur eine Sintflut sein.

Bevor es die Welt heißen kann, müßte es erst einmal das Haus heißen, den Herd aller Dinge, und zwar mit aller Eindringlichkeit und allem schuldigen Respekt.

Jede Frau und jeder Mann müßte durchgebildet sein für die Ehe und vor allen Dingen jede Frau für die Mutterschaft.

Das Studium der Ehe und der Mutterschaft wäre eine Aufgabe für unsere Zeit und alle Nationen. Ihm gebührte der erste Lehrstuhl, und uns allen wäre in vielem geholfen.

Meine Herrschaften, was wir erreichen müßten, wäre eine Kindererziehung, die es in bezug auf Körper- und Geistespflege und ganz besonders auch mit Rücksicht auf eine intensive Pflege alles Psychischen recht oft zu einem Summa cum laude brächte, und das schwierigste Problem unserer Zeit wäre gelöst.

Es ist ein Irrtum, die Ehe als eine Privatangelegenheit zu betrachten, sie ist in hohem Maße eine Angelegenheit des Staates, und zwar nicht an erster Stelle in ihrer zivilrechtlichen Abstempelung, sondern in ihren Funktionen an sich. In ihrer Verantwortlichkeit dem Gemeinwesen gegenüber.

Es reicht nicht aus, meine Damen und Herren, daß wir zum Staat in einem Paragraphenverhältnis stehen, wir müssen in ein Verhältnis zum Staatswesen kommen, das auf dem Grundsatz aufgebaut ist: Das Gemeinwohl ist das Wohl des einzelnen.

Hohe Auszeichnungen müßten vorgesehen sein für vorbildliche Ehen und für Kinder, die ihre Eltern zu ehren wissen, und der ganze Zuschnitt müßte auf die Feststellung dieser Dinge gerichtet sein.

Ich bin mir natürlich bewußt, meine sehr geehrte Hörerschaft, daß sich das alles leichter aussprechen als ins Werk setzen läßt. Und ich danke Ihnen, daß Sie nicht trampeln oder sich in einem Hohngelächter Luft machen.

Ich weiß es Ihnen Dank, daß Sie es nicht tun, und ich bitte Sie, zu bedenken, wie meine eigene Lage war. Ich habe all meine jungen Jahre abseits stehen müssen und habe mich von vornherein in die zweite Hälfte meines Menschseins verbissen. Meiner Körperlichkeit stand ich grollend gegenüber — meine Figur ist ja auch ziemlich mißlich —, so rettete ich mich auf das Fach meiner Gedanken und gerket auf den Platz, auf dem ich heute stehe. Den diversen Verunstaltungen zum Trotz.

Verehrte Anwesende, eine unverschuldet trostlose Jugend wäre nicht möglich, wenn unsere Einstellung anders wäre. Wenn es nicht nur um Schnabel und Beine ginge, sondern von allem Anfang an ein wenig um die Flügel. Um das Innenleben.

Wohin wir mit unserer bisherigen Methode gelangt sind, das dürfte auch dem rücksichtslosesten Draufgängertum kaum noch gefallen, denn im Höchstfalle ist es Übersättigung und Überdruß.

Mag ich ein Außenstehender sein — das will ich gerne zugeben —, aber ist hier wohl ein Mensch im Hörsaal, in dem nicht schon ein Wunsch aufstand, der mindestens verwandt ist mit den Ausführungen, die ich hier machte?! —"

In kleinen Perlen stand dem Sprecher Schweiß auf der Stirn. Jeder einzelne im Saal fühlte, wie stark der Mann beteiligt war, und was für Kämpfe er ausgefochten haben mochte. Man brachte ihm eine große Ovation dar, indem das tiefe und ehrwürdige Schweigen Zustimmung in allen Augen zum Ausdruck brachte, die sich auf das Katheder richteten.

Es wurde noch mancher Händedruck getauscht, als alles auseinandergegangen war, und teils blieb man noch in kleinen Gruppen beisammen stehen. —

Meta Gragert, die auch unter der Hörerschaft gewesen war, hatte ihre liebe Not mit sich gehabt, nicht hervorzutreten unter der Schar, ans Rednerpult zu treten und Dr. Rapp auf die blaurote Stelle über dem linken Auge zu küssen.

Sie war immer noch der maßlose, ungestüme Mensch, der keinen Damm bauen konnte, wenn die Flut kam. Und sicher war sie auch jetzt noch nicht, was sie tun würde, wenn der Professor nun gleich die Freitreppe herabkam. Die Erregung wollte sich noch kein bißchen legen in ihr. Sie blieb wie mit dem Boden verwachsen stehen.

Aber Dr. Rapp befand sich inmitten einer kleinen Gruppe Damen und Herren, als er die paar Stufen herniederstieg. Er konnte nur über einen Blick von Meta quittieren. Einen Blick allerdings, der ihn so betroffen machte, daß er den Kopf noch wandte und nur zögernd weiterzuschreiten schien. Die anderen schritten für ihn mit aus, und in diesem Strom geriet er langsam außer Sicht.

Da blieb auch Meta nichts übrig, als versonnen ihren Weg zu schreiten. —

*

„Wo ich zwischen vier und fünf Uhr war, Brink, das würden Sie schwerlich raten", sagte Professor Berkenried zu Tyre, als die beiden Herren abends ziemlich spät noch beieinander im Rauchzimmer saßen.

Tyre hatte seinen Rauchringen nachgesehen und freute sich, daß seine Importe die Asche so prächtig hielt. „Nein," sagte er, „ich habe auch nicht darüber nachgedacht. Ich freute mich nur, daß Sie nach den strammen zwei Stunden die Tür ein wenig hinter sich ins Schloß zogen, Herr Professor."

„Ich hatte es auf den Wannsee abgesehen," sagte Berkenried, „da schob Hillmann seinen Arm in meinen. Kommen Sie mit, sagte er, es gibt ein Gaudi. Rapp will sich mit den Weibsen auseinandersetzen, und ich hör' den Kerl gern. Er meint es so verteufelt ernst mit dem bißchen Leben und seiner geliebten Psyche; man kommt sich hinterher allemal vor, als ob man auch noch etwas zu erwarten hätte. Na, er meint es nicht so schlimm, der alte Spötter, und mit ging ich, denn ich hab' 'was über für diesen Dr. Rapp. Er interessiert mich sogar des Näheren, ich hab' ihn mal an der Oberlippe geflickt und hätt' ihm gar zu gern auch den großen häßlichen Fleck von der Stirn wegrasiert, wenn das Ding nicht

schnittecht wäre. Aber wie gesagt, ich habe den Mann ein wenig näher kennengelernt und schätze ihn. Sie sollen ihn auch aus nächster Nähe kennenlernen, Brink, ich führe Sie einmal zusammen."

„Warum ich?" sagte Tyre und zeigte wenig Interesse.

Berkenried stieß seine Asche ab. „Warum?" sagte er. „Aus einem ganz bestimmten Grunde. Hören Sie einmal zu." Und Berkenried wiederholte fast wörtlich Rapps ganze Ansprache. Er hatte ein phänomenales Gedächtnis und hatte schon oft in Erstaunen versetzt damit, aber Tyre erkannte die Leistung gar nicht an, sondern sagte nur gleichmütig: „Das ist ja sehr schön, ich weiß nur immer noch nicht, was ich damit soll."

Da stand der Geheimrat auf — Berkenried war kürzlich dekoriert worden —, stellte sich vor Tyre hin und sagte: „Dann muß ich eben deutlicher werden, Tyre Brink. Dann muß ich Sie fragen, ob es nur eine einzige schwache Stunde gewesen sein soll, wo mir Ihr Vertrauen gehörte.

Mein eigener Junge ist — Gott sei es geklagt! — nie zu mir gekommen mit seinem Herzen. Er kam immer nur mit einem leeren Beutel, trotzdem er unter den Rippen doch weiß Gott mehr hatte als nur die Luftpumpe. Ich weiß es nach und nach aus manchem Zeichen, und jedes dieser Zeichen brannte bei den Worten dieses Dr. Rapp. Tausendmal hat der arme, von der Natur mißhandelte Kerl recht! Der ganze Kram ist aus den Schienen gekippt, weil die Fahrt falsch ist. Ich hab' es auch durchgemacht am eigenen Leibe! Über meine Ehe habe ich immer geschwiegen und habe auch mit Ihnen niemals darüber gesprochen, Tyre, aber das will ich Ihrer sagen, es wäre an der Zeit, daß jener bekannte alte Mann einmal mit seiner Laterne aus der Tonne kröche, um das Gebiet einmal abzuleuchten. Was mich angeht, will ich Ihnen nur sagen — ich ging mit dem Messer um, und meine Frau mit ihrer Modistin, und unsere beiden Jungen kriegten alles, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört. Noch darüber hinaus kriegten sie in Hülle und Fülle. Außer daß sie die besten Schulen besuchten, durften sie die schönsten Reisen machen, teils mit der Mutter, teils mit dem Vater und zu einzelnen Malen auch mit beiden Eltern zusammen. Na, und was da sonst so ist, an Pläsier und Allotria in dieser verrückten Welt, es fehlte an nichts. Nur eben an dem Bißchen, das den Ton in die Musike bringt.

Ich darf mir mein Rechnungsbuch nicht besehen — —"

Berkenried warf seine halb zu Ende gerauchte Zigarre in den Aschenbecher hinüber, daß sie über den Rand aufs Tablett flog. „Nichts habe ich gehabt von all der Schinderei die ganzen Jahre!

Und wenn das das Schlimmste wäre! Die beiden Jungen, Tyre! Die beiden Jungen! —

Ich will meine Frau ja auch nicht anklagen. Sie ist auch verquer aufgewachsen und war schwer hysterisch. Dies hätte sie nicht gewußt, und das hätte sie nicht gewußt, sagte sie auf gemeinsamer Fahrt, und ihre größte Sorge war ihre Figur, als unser Ältester sich zu rühren begann.

Das will ich Ihnen sagen, Tyre Brink — —"

„Nein", unterbrach sich der erregte Mann, „ich will Ihnen ganz etwas anderes sagen: Geben Sie das Theater auf, Tyre, lassen Sie sich bei Rapp einschreiben! Menschen sind wir nun doch einmal, und mit dem Beherrschen hat es auch seine Zeit, aber warum sollten wir Monstrümmer nicht zu heben sein? Man soll es doch mit angepaßtem Mut versuchen.

Mir gefällt das Losungswort „Studium der Ehe" ausgezeichnet, und mir scheint ‚das Mädchen aus Dithmarschen sollte nur umsatteln. Ihrer Gesamtbeschreibung nach paßt Meta Gragert durchaus nicht schlecht als Bahnbrecher für die neue Fakultät.

Ich weiß ganz gewiß eine tüchtige Medizinerin zu schätzen und kann Frauenhände, die 'was können, um mich herum gebrauchen; ansonsten aber — es geht nichts über die Frau als Frau und Mutter!

Und Tyre — —" Geheimrat Bruno Berkenried schwieg.

Dann aber reckte der alte Herr seine muskulösen Arme in die Luft und rief aus: „Ich möchte noch einmal jung sein, mir das Mädchen in meine eigenen Arme holen und stracks mit ihm ins Eheexamen steigen!!" — — —

Tyre hatte seinen Kopf auf seinen beiden Armen liegen.

Aber nächsten Tages fuhr er mit dem ersten Zug nach Hamburg. —

(Schluß folgt.)

Geheimnisvolle Verbrecher.

Aus der Gaunerpraxis

Von Albert Frick.

Nomen est omen. — Das Bankkonto des Einbrechers. — Ein harmloser Mitbürger. — Kannitverstan. — Die Diebin, die sich selbst bestiehlt.

Es kommt in der deutschen Kriminalpraxis keineswegs selten vor, daß den Gerichten Personen als Verüber schwerer Vergehen oder Verbrechen vorgeführt werden, deren Persönlichkeit nicht festgestellt zu werden vermag, und bei denen Angaben über ihre Herkunft offenbar falsch sind.

Die Ursachen über das Verhalten solcher Verbrecher sind sehr verschiedener Art. In vielen Fällen liegt der sehr einfache Anlaß vor, daß die Angeklagten auf Grund ihrer Vorstrafen fürchten, eine höhere Strafe zu erhalten.

Ein anderer Grund für die Geheimhaltung des wirklichen Namens eines Verbrechers ist jedenfalls sympathischer: die Rücksicht auf das Ansehen, dessen sich die Familie des betreffenden Verbrechers erfreut.

Es soll besonders in England oft vorkommen, daß Angehörige sehr hochgestellter Familien unter ganz unscheinbaren Namen, die womöglich nicht existieren, abgeurteilt werden, um die angesehenen Familien dieser heruntergekommenen Personen nicht zu schädigen. Die Richter selbst nehmen in England in dieser Beziehung viel Rücksicht, und es soll dort vorkommen, was in der deutschen Rechtspflege unmöglich ist, daß mit Wissen der Richter der Angeklagte unter falschem Namen in der Prozeßverhandlung erscheint.

Vor einem deutschen Gericht ereignete sich vor Jahren ein Fall, der noch einen anderen Grund für die Geheimhaltung des Namens zeigt. Ein schwerer Einbruch war verübt worden, wobei den Einbrechern recht ansehnliche Summen in Barmitteln in die Hände gefallen waren. Als man die Verbrecher faßte, war von diesem Geld kaum noch ein nennenswerter Betrag vorhanden. Daß die großen Summen, die beim Einbruch ergattert worden waren, schon verausgabt gewesen sein konnten, war ziemlich undenkbar. Das Geld mußte also irgendwo versteckt worden sein, doch konnte dieses Versteck nicht ermittelt werden. Die Verbrecher wurden zu mehrjährigen Freiheitsstrafen verurteilt, ohne daß es gelang, sie über den Verb[illegible] des Geldes zum Geständnis zu bringen.

Da kam es durch einen Zufall heraus, daß einer der Verbrecher unter einem falschen Namen abgeurteilt worden war. Der wirkliche Träger des Namens nämlich, den er sich beigelegt hatte auf Grund von Papieren, die ihm bei einem anderen Einbruch in die Hände gefallen waren, ein ganz harmloser Arbeiter, hatte infolge jener Verurteilung des Verbrechers Beanstandungen mit der Polizei, und so kam es heraus, daß er, jener harmlose Arbeiter, dem Namen nach verurteilt worden war, ohne selber auch nur eine Ahnung davon zu haben. Man forschte nun nach dem wirklichen Namen des Verurteilten, und es ergab sich die überraschende Tatsache, daß er auf seinen wahren Namen ein Bankkonto hatte, auf dem jene beim Einbruch erbeutete Summe ganz regelrecht eingezahlt war.

Derartige Verbrecher, die sozusagen eine doppelte Existenz führen, gibt es durchaus nicht selten. Vor dem Kriege wurde in Berlin ein Verbrecher festgenommen, der die schwersten Straftaten ausgeführt hatte, der Kriminalpolizei auch bereits als ein recht „schwerer Junge" seit langem bekannt war, nebenbei aber in einem Vororte Berlins eine ganz solide Existenz führte, den Hausnachbarn als ein harmloser, solider Mitbürger erschien, mit dem man freundnachbarlich verkehrte. Nur von Zeit zu Zeit verschwand der Verbrecher aus dem Dunstkreis dieses Vorortes; man glaubte, er befände sich auf Geschäfts- oder Vergnügungsreisen, aber er war dann auf seinen Verbrecherfahrten. Hatten diese ihm wieder eine reiche Beute eingetragen, so erschien er im alten Kreise seiner Bekannten im Vororte. Ja, er hat, während er hier als durchaus geachtet lebte, zwischendurch auch mehrmals Strafen abgebüßt, natürlich unter einem Namen, der seinen soliden Freunden gar nicht bekannt war. Und nur durch den Zufall, daß er bei einem Einbruch auf frischer Tat ertappt wurde, und man seine Spuren nach dem Vorort verfolgen konnte, kam die Doppelexistenz zur Kenntnis der Behörden.

Nicht minder geheimnisvoll, wie die Verbrecher mit mehreren oder gar keinem Namen, d. h. also solche Gauner, die über ihre Herkunft überhaupt keine, auch keine falsche Auskunft geben, sind die Verbrecher, die angeblich taubstumm oder geisteskrank sind oder aus fremden Ländern stammen wollen.

Es kommen da die seltsamsten Simulanten vor. Vor etwa dreißig Jahren wurde in einem kleinen sächsischen Orte ein Bettler festgehalten, der eine Sprache redete, die in jenem Orte niemand bekannt war, so daß man sich mit ihm absolut nicht verständigen konnte. Der geheimnisvolle

Mann mußte hierauf einige Worte in seiner Sprache niederschreiben, was er in lateinischen Schriftzeichen tat, die auch von Sprachgelehrten nicht entziffert werden konnten.

Und es gelang nicht, in das Geheimnis dieser fremden Sprache einzudringen. Man hatte es offenbar mit einem geschickten Simulanten zu tun, der sich ein Kauderwelsch zurecht gemacht hatte, in welchem aber entschieden System lag, so daß er selbst Sprachkundige täuschen konnte. Denn in seiner Rede kehrten bestimmte Silben und Worte immer wieder; es waren deutliche Sprachstämme erkennbar, denen Ableitungssilben angehängt waren. Man versuchte ihn zu fangen, indem man sich von ihm Gebrauchsgegenstände in seiner Sprache nennen ließ und diese nach mehreren Tagen ihm von neuem zeigte, so daß er dieselben Gegenstände von neuem in seinem Idiom benennen mußte: er irrte sich nie, er war nicht zu fassen. Daß die Sprache fingiert war, erschien zweifellos, da bedeutende Sprachkenner sie nicht zu entziffern vermochten. Aber der Gauner muß sich regelrecht eine Sprache erfunden und auswendig gelernt haben, sonst hätte er sich entschieden bei den zahlreich angestellten Versuchen einmal irren müssen.

Der schließliche Erfolg war, daß man ihn nach mehrmonatlicher unentgeltlicher Verpflegung ziehen lassen mußte, ohne daß sich jemand mit ihm verständigen konnte.

Daß sich unter diesem Coup ein Verbrecher verbarg, der nicht ohne Grund sich in dies geheimnisvolle Gewand fremdländischer Herkunft kleidete, mußte man annehmen, denn irgendein Grund, sich bei dem geringen Vergehen der Bettelei, das zu seiner Festnahme geführt hatte, mit solchem Geheimnis zu umgeben, konnte kaum vorliegen. Er wäre ohne jene Simulation viel früher entlassen worden.

Das weiteste Gebiet geheimnisvoller Verbrecher eröffnet sich in neuester Zeit durch die von Kriminalpsychiatern festgestellte Tatsache, daß es Personen gibt, die ganz unbewußt eine Doppelexistenz führen, Menschen, die in einem Dämmerzustande verbrecherische Handlungen begehen, von denen sie später nicht die geringste Ahnung haben. Es ist als sicher anzunehmen, daß viele Verbrechen deshalb unaufgeklärt bleiben, weil sie von derartig krankhaft veranlagten Menschen ausgeführt wurden. In einer deutschen Stadt des Nordostens beschäftigte längere Zeit hindurch der Diebstahl verschiedener Wertobjekte in einer der vornehmen Familien des Orts die Kriminalpolizei; es wurde von dem betreffenden hohen Beamten auf Veranlassung seiner Gattin der Kriminalpolizei eine ansehnliche Belohnung versprochen, wenn sie dem Diebe auf die Spur komme. Da es sich anscheinend um einen Hausdieb handeln mußte, wurde schließlich ein Kriminalbeamter unter der Maske eines Dieners ins Haus genommen, und das hatte zur Folge, daß die Dame des Hauses selbst — ins Irrenhaus kam; sie hatte im Dämmerzustande sich selbst bestohlen.

Millionenstädte der Erde.

Und solche, die es werden wollen.

Zurzeit leben auf der Erde 1,8 Milliarden Menschen, davon 900 Millionen, also genau die Hälfte, in Asien, der Rest in den übrigen vier Erdteilen. Betrachtet man nun die größten Städte der Erde, dann fällt sofort auf, daß Asien verhältnismäßig sehr arm daran ist. Wirkliche Millionenstädte, das heißt Städte, deren Einwohnerzahl eine volle Million übersteigen, besitzt es nur sieben. Zwei in Indien (Kalkutta, Bombay), zwei in Japan (Tokio, Osaka), drei in China (Schanghai, Hankau, Peking). Das ist alles. Freilich sind andere Erdteile noch erheblich schlechter dran, Australien und Afrika können keine Millionen-Städte aufweisen, Amerika besitzt trotz seiner verhältnismäßig geringen Bewohnerzahl von 175 Millionen immerhin sechs Städte von über einer Million, und zwar in Südamerika zwei (Buenos Aires und Rio), in Nordamerika vier (Newyork, Chicago, Detroit und Philadelphia). Den Vogel schießt natürlich Europa ab, das mit seinen 400 Millionen Bewohnern bereits über zehn Millionenstädte verfügt. Darunter befinden sich sechs Hauptstädte, nämlich London, Berlin, Paris, Moskau, Wien und Budapest. England, Deutschland und Rußland besitzen in Glasgow, Hamburg und Petrograd je eine zweite Millionenstadt. Konstantinopel ist die einzige unter den zehn, die größer ist als die Hauptstadt ihres Landes. (In diesem Falle Angora, das nur 40 000 Einwohner hat.)

Als größte Stadt der Welt gilt allgemein Newyork mit seinen 5,7 Millionen, mehr Einwohnern also, als Württemberg und Baden zusammen haben, aber neuerdings erhebt London Anspruch auf den ersten Platz in der Welt, da es mit Vororten über 7,47 Millionen verfügt. Doch da diese in Frage kommenden Vororte noch nicht eingemeindet sind, muß sich des Britischen Weltreiches Metropole vorderhand noch mit dem zweiten Platz und 4,48 Millionen Einwohnern begnügen. Die dritte Stelle ist ebenfalls umstritten. Berlin hat mit 3,97 Millionen Einwohnern das erste Anrecht darauf, vor Paris mit 2,9 Millionen, aber Frankreichs Hauptstadt erreicht (ebenfalls wie London) mit den noch nicht eingemeindeten Vororten 4,4 Millionen. Doch kann man das nicht berücksichtigen, solange die Vororte noch selbständige Gemeinden sind. Immerhin wird Paris noch nicht von seinem Platz verdrängt, denn Chicago besitzt mit 2,7 Millionen Einwohnern immer noch 200 000 Menschen weniger. Aber wie lange noch?

Mit Tokio (2,17 Millionen) tritt dann Asien auf den Plan, das jedoch trotz seiner in China und Indien angehäuften Menschenmassen keine weitere Stadt über zwei Millionen aufweisen kann. Wien, Buenos Aires und Philadelphia stehen mit je 1,8 Millionen dicht beieinander. Wien hatte übrigens zur Kaiserzeit schon einmal die Zweimillionengrenze überschritten. Dann belegt Asien die nächsten sechs Plätze durch Schanghai mit 1,5, Moskau 1,49, Hankau 1,47, Kalkutta 1,32, Peking 1,3 und Osaka 1,25 Millionen. Auf Budapest, das immer noch 1,18 Millionen Menschen in seinen Mauern beherbergt, folgen Bombay mit 1,17 und Rio de Janeiro mit 1,15, und dann geht es rasch der Millionengrenze zu. Es folgen: Petrograd 1,04 (vor dem Kriege besaß es 2,3 Millionen!), Glasgow 1,03, Hamburg 1,02, Konstantinopel 1,01 und als letzte Millionenstadt Detroit (U. S. A.), die soeben diese Grenze erreichte, obwohl sie vor wenigen Jahren noch mit 440 000 Einwohnern aufgeführt wurde.

Ähnlich wie mit Detroit wird es auch mit anderen Städten in Amerika gehen; man braucht nur an Los Angeles zu denken, das vor zehn Jahren nicht größer war als Halle oder Kassel und heute schon die 600 000 überschritten hat. Andere Städte haben länger zu solcher Entwickelung gebraucht, aber es gibt auf der Erde noch eine ganze Reihe von Städten, die im Laufe der nächsten zehn Jahre die Millionengrenze überschreiten oder sich ihr bis auf geringe Differenzen nähern werden. In Europa haben Warschau mit 936 000 und Birmingham mit 919 000 Einwohnern ihr Ziel bald erreicht, zwei Drittel der Million haben schon: Mailand 836, Liverpool 803, Brüssel 775, Neapel 772, Madrid 751, Manchester 731, Barcelona 710, Amsterdam 706, Kopenhagen 701, Rom 692, Köln 690, Prag 677, München 671 und Leipzig 660 000.

Die übrigen Erdteile haben nicht annähernd so viel Städte über 660 000 Einwohner; Amerika besitzt deren sechs, nämlich: Cleveland 800 000, St. Louis 773 000, Boston 772 000, Baltimore 733 000, Montreal (Kanada) 680 000 und Mexiko 660 000. Asien ist nicht so reich an großen Städten, wie man gemeinhin anzunehmen gewillt ist. In China ist Kanton mit 900 000, Hangtschou mit 892,000, Tientsin mit 820 000 sowie in Siam Bangkok mit 931 000. Madras, Täbris, Haiderabad, Tschunking, Tschanscha, Sutschou, Kobe, Kioto, Jokohama, Hongkong, Odessa sind alle kleiner als 660 000. Die beiden australischen Städte, die überhaupt in Frage kommen, haben jedoch solche Zahlen aufzuweisen: Sidney 981 000 und Melbourne 860 000. Afrika ist schlecht bevölkert, doch drängt sich in Nordägypten eine große Menschenmenge zusammen, so daß wenigstens Kairo 800 000 Einwohner aufweisen kann. Alexandria liegt unter 450 000.

Man sieht, daß Europa und besonders Deutschland einen sehr guten Platz in dieser Tabelle einnehmen. Rechnet man aus, wieviel Städte jedes Land über der Zwei-Drittel-Millionengrenze (660 000) besitzt, so sieht man die Vereinigten Staaten an der Spitze mit 8, dann folgen Deutschland, China und England mit je 5, Italien mit 3, Japan, Spanien, Indien, Rußland und Australien mit je 2, ferner Frankreich, Österreich, Ungarn, Dänemark, Belgien, Holland, Polen, Tschechoslowakei, Brasilien, Argentinien, Kanada, Siam, Türkei, Mexiko und Ägypten mit je einer solchen Stadt. Besonders fällt auf der gute Platz von Italien und der schlechte von Frankreich, das ja außer Paris nicht einmal eine Stadt von über einer halben Million besitzt.

U. E.

Die Aktentasche.

Ich stieg in die Straßenbahn ein. Sprang nicht etwa auf, sondern wartete, bis sie hielt. Rauchkupee natürlich. Ich war allein, inmitten vieler Sitzplätze. Drei Stunden vorher, als ich die entgegengesetzte Richtung fuhr, war die Konjunktur anders. Ich und zwanzig andere Leidensgenossen mußten stehen.

Ich setzte mich — auf etwas Weiches. Und zog unter mir eine Aktentasche hervor! Richtiggehendes Leder, mit blitzendem Verschluß. Braun.

Also ich war Finder einer Sache, die irgend jemandem gehörte, der sie aus Nachlässigkeit oder Nervosität, aus Versehen hatte liegen lassen. Oder in der Eile. — Jedenfalls

nicht freiwillig. Wer weiß, wie der Gedankengang des Besitzers dieser echtledernen Aktentasche war, als er aus dem Straßenbahnwagen stieg. Jedenfalls vermißte irgend jemand irgendwo in der Stadt seine Aktentasche.

Nun interessierte mich der Inhalt. Ich war der Finder, und da ich mich draufgesetzt hatte, auch der momentane Besitzer des Objekts. Das Schloß war nicht verschlossen. Die Aktentasche ließ sich ohne weiteres öffnen.

Der Schaffner kam! „Sie haben eine Aktentasche gefunden!" sagte er dienstlich. „Jawohl!" antwortete ich und legte, so wie er es gemacht hatte, meine Rechte grüßend an den Hut. „Ich bin mir der Verantwortung völlig bewußt, bin „Finder" der Tasche und werde mich dementsprechend betragen!" So sagte ich.

Ich untersuchte, vom Schaffner mit Argusaugen verfolgt, den Inhalt der Tasche. Es konnte doch eine Bombe darin sein! Vielleicht plante jemand ein Attentat auf dies wichtige Verkehrsmittel!

Zuerst kam ein Taschentuch aus dem Innern der Braunledernen. Dann kam ein Schlüsselbund. Einer der Schlüssel schien der „Hausknochen" zu sein. Er war 20 Zentimeter lang. Dann kam ein Buch aus Tageslicht. „Romaduro, der Held der Steppe!" lautete der ansprechende Titel. Mit Bleistift war auf der Titelseite vermerkt: „Schick' mich das Buch balde zurück. Ich will's noch Grunders Aenne pumpen. Die inderessiert sich auch für Lektiere!"

Und dann schafften meine neugierigen Finger ein Brötchen zutage. Die Wurst war inmitten fortgegessen. Man merkte es an den Spuren. Die Margarine war noch darauf. Dann kam ein Kamm, an dem die Hälfte der Zinken fehlte, dann ein Büchlein Puderpapier! Ein Büchlein Puderpapier! Ich melde das zweimal, weil es so roch! Und schließlich das Wichtigste: das Portemonnaie! Als ich das Portemonnaie öffnete, wurde der Schaffner wieder nervös und stellte sich neben mich, den Finder. Ich durchforschte die sechs Abteilungen, konnte aber beim besten Willen nichts entdecken. Es war leer. Vollkommen leer. Der Schaffner fing nun doch endlich zu lächeln an.

An der Endstation der Straßenbahn standen vier hohe Beamte, kenntlich an silbernen Borten an den Ärmeln. Als der Straßenbahnwagen hielt, stürzten sie sofort in die Raucherabteilung. „Das ist die Tasche!" rief einer von ihnen. „Wir sind telephonisch angerufen worden. Geben Sie sofort die Tasche 'raus!"

„Bitte!" sagte ich. „Ich bin ehrlicher Finder."

„Beanspruchen Sie Finderlohn?" fragte ein schwarzbärtiger Mann, der acht Silberstreifen am Horizont seines Ärmels hatte.

„Jawohl!" flüsterte ich. „Ich möchte eine Haarlocke der Dame haben, die die echt lederne Aktentasche verloren hat!"

Mein Anspruch wurde amtlich notiert, aber auf die Locke verzichtete ich nachträglich; die Dame hatte die Vierziger bereits weit überschritten. **Peter Prior.**

Motive.

Motive ähneln Familienverhältnissen, da guckt auch keiner so recht dahinter!

Motive vermögen jede Tat zu adeln!

Nur zu oft verschanzt sich Charakterschwäche hinter Motiven. Dann beginnt sie ihre Sätze mit: „Aber ich wollte doch . . .!"

Dem guten Motiv geht es wie dem guten Herzen — beide gelten als Entschuldigungen für vieles!

Motive (zu Ansichtskarten).

Man schreibt Ansichtskarten — — —

1. Um zu renommieren.
2. Aus Langeweile.
3. Um Neid zu erwecken („Na, wird die Augen machen . . .").
4. Weil's regnet.
5. Weil die anderen es auch tun.
6. Man kann auch Ansichtskarten schreiben, um einem Daheimgebliebenen eine kleine Freude zu machen!

Motive (zu Besuchen).

Man macht Besuche — — —

1. Aus Pflicht.
2. Weil man bestimmt weiß, den anderen nicht anzutreffen.
3. Aus klugen Erwägungen (man kann nie wissen, wozu es einmal gut ist!).
4. In der Erwartung, eingeladen zu werden.
5. Um über den lieben Nächsten zu „plaudern".
6. Man kann auch Besuche machen, um einen lieben Menschen wiederzusehen!

Motive (zum Reisen).

Man reist — — —

1. Weil die liebe Frau eine Erholung braucht.
2. Weil auch die anderen reisen.
3. Weil man sich mühsam soviel zusammengespart hat.
4. Weil es zu Hause in den Ferien noch gräßlicher ist.
5. Um aus der Ferne sein Daheim erst einmal richtig schätzen zu lernen.
6. Man kann aus soviel verschiedenen Motiven reisen, als es Menschen gibt, denn Reisen ist Temperamentssache!

Motive (zur Ehe).

Man heiratet — — —

Als Mann:

1. Weil man den ständigen Ärger mit den Hauswirtinnen satt hat.
2. Weil man nicht vorsichtig genug in der Wahl seines weiblichen Verkehrs war.
3. Weil man das ewige Wirtshausessen nicht mehr sehen kann.

Als Frau:

1. Weil trotz Frauenemanzipation der Mann dennoch das Erstrebenswerteste ist.
2. Weil unsere Freundinnen auch heiraten.
3. Weil man auch einmal etwas im Hause zu sagen haben will.

Ferner heiraten Mann und Frau — — —

Ersterer: um daheim zu bleiben, letztere: um auszugehen — ein Bildchen, das sich im Laufe der Jahre allerdings umkehrt!

Im Vertrauen: man kann auch aus Liebe heiraten!

Johanna.



Bunte Chronik



*** Molière in Japan verboten.** In Japan hat man die Stücke Molières verboten und rechnet sie zu der anstößigen Schundliteratur. Als Gründe gibt man an, Molière untergrabe die Autorität der Eltern, da sich in seinen Stücken die Jungen gegen die Alten auflehnen; er erlaube Bedienten, in unverschämter Weise zu ihren Herrschaften zu sprechen, und wiegele gegen soziale Einrichtungen auf.

*

*** Die verkannte Eule.** Zu den Tieren, die fast allgemein als vogelfrei angesehen werden, gehört die Eule, hauptsächlich wohl deshalb, weil man ihr nachsagt, daß sie mit Vorliebe den Eiern und Jungen anderer Vögel nachstellt. Nicht immer aber ist die Eule so schlecht, wie sie gemacht wird. Ein Pfarrer in Lincolnshire (England) fand zum Beispiel eine Schneeeule, die in seinem — Taubenschlag genistet hatte und auch glücklich drei Junge hochbrachte. Die Tauben, welche dort ebenfalls brüteten und Junge hatten, blieben gänzlich unbelästigt, schienen im übrigen auch keineswegs Angst vor der ungewohnten Gesellschaft zu haben. Alle vertrugen sich miteinander. — Man sieht hieraus wieder einmal, daß mancher besser ist als sein Ruf.

*

*** Billige Austern.** Vor hundert Jahren war es noch eine schöne Zeit für Austernliebhaber. Damals drängten sich die Londoner zu Tausend am Oyster Ray in Bullingsgate, wo man diese beliebten Leckerbissen verkaufte. Das Austernessen war zu jener Zeit noch ein billiges Vergnügen. 1827 zahlte man nicht mehr als 3 bis 4 Mark für ein Faß Austern, das etwa vierzig Liter Inhalt hatte, also zehn gewöhnliche Eimer voll. Heute sind die Austern erheblich teurer geworden. Für den Betrag, den man vor einem Jahrhundert für ein Faß dieser edlen Schalentiere anlegte, erhält man heute nicht einmal einen Eimer voll gewöhnlicher Miesmuscheln.

*

*** Ein Mittel gegen Scheckfälschungen.** Eine gute Erfindung ist kürzlich gemacht worden, um Scheckfälschern das Handwerk zu legen. Auf den neuen Scheckformularen befindet sich neben dem der Unterschrift dienenden Raum eine kleine präparierte Fläche. Auf dieser bringt der Kontoinhaber jedesmal seinen Fingerabdruck an, der durch das Präparat deutlich erkennbar bleibt. Die Bank hat dann den Abdruck mit dem in ihrer Kundenkartothek aufbewahrten zu vergleichen, so daß Fälschungen nicht mehr möglich erscheinen. Oder sollten mit der Zeit die Fälscher auch hiergegen ein Mittel finden?

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.